

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

6.2.1921 (No. 6)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 6



6. Febr. 1921

Otto Homburger-Jourdan / Karl Schumacher als Heimatforscher.

In diesen Tagen, wo unsere badischen Staatsammlungen grundlegenden Veränderungen und Neuaufstellungen unterzogen werden und wieder ein Teil derselben, der die Entwicklung der oberrheinischen Malerei im 15. und 16. Jahrhundert zeigt, in völlig neuem Kleid an die Öffentlichkeit tritt, hat es einen besonderen Reiz, einzelnen Abschnitten aus der Geschichte dieser Institute und der Denkmalskunde im badischen Land unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es mögen jetzt 20—30 Jahre her sein, daß auf dem Gebiet der heimatischen Frühgeschichte, der Prähistorie, reiches wissenschaftliches Leben sich regte und kaum ein Jahr verging, in dem nicht die Ausbeute wichtiger Ausgrabungen den Sammlungen am Friedrichsplatz einverleibt wurde, so daß der vorgesehene Raum bald nicht mehr genügte und bei der unübersehbaren Fülle des eng zusammengedrängten Materials der Ueberblick verloren gehen mußte. Wer sich ein Bild von der Forschungstätigkeit jener Zeit verschaffen will, mag die in den Jahren 1895—1902 herausgegebenen Hefte des „Karlsruher Altertumsvereins“ zur Hand nehmen und lesen, was Ernst Wagner, A. Bonnet und Karl Schumacher in Vorträgen und Aufsätzen von ihren Ausgrabungen berichten. Die beiden erstgenannten sind tot, Schumacher, der jetzige Leiter des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz, hat vor wenigen Wochen, am 14. Oktober des abgelaufenen Jahrs, in seinem stillen Geburtsort Dühren bei Heidelberg, von der prähistorischen Wissenschaft als Führer gefeiert, die Grenze des 60. Lebensjahres überschritten, und der Tätigkeit dieses Mannes mögen die folgenden Zeilen gewidmet sein.

Nach Vollendung seiner Universitätsstudien und kurzer Lehrtätigkeit in Bruchsal und Konstanz wurde Schumacher 1887 an die „Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde“ nach Karlsruhe berufen, um als Assistent Wagners in der Abteilung der antiken und frühgeschichtlichen Denkmäler zu arbeiten. Er hatte bei v. Duhn in Heidelberg klassische Archäologie studiert und auf mehreren Reisen in Italien, die er in Begleitung dieses feinsinnigen Kenners der italienischen Prähistorie unternehmen durfte, die Kenntnisse erworben, die ihn befähigten, die erste größere Arbeit im neuen Amt, den Katalog der schönen Sammlung antiker Bronzen in Angriff zu nehmen. Das Material, das wohl in keinem Museum nördlich der Alpen, namentlich was die Frühzeit betrifft, so reich vertreten ist, wurde nach Gegenständen und Typen geordnet und damit ein Prinzip der Einteilung in den Vordergrund gestellt, das am schnellsten die Masse der kunstgewerblichen und mitunter nur sachlich wichtigen Objekte überblicken läßt und in diesem Fall den Vorzug verdient vor der historischen Anordnung (die beispielsweise der Karlsruher Vasenkatalog bietet). Am Schluß des Bandes finden wir auf 28 Tafeln neben Lichtdrucken der bedeutendsten Kunstwerke Umrißzeichnungen von beinahe sämt-

lichen Gegenständen, was für die damalige Zeit etwas Neues war und zur Folge hatte, daß das 1890 veröffentlichte Buch noch jetzt vollen Wert besitzt. Ein Aufsatz über die „Praenestinische Ciste“ des Museums, eines der schönsten Werke etruskischer Ziselkunst, deren Ankauf den Bemühungen Schumachers in erster Linie zu verdanken ist, folgte dem Katalog unmittelbar nach.

In diesen Jahren des Wirkens inmitten einer Sammlung, die neben antiken Vasen und Bronzen die prächtigen künstlerisch so bedeutenden Denkmäler der heimatischen Urzeit beherbergt, entwickelt sich die im Keim schon lange vorhandene Vorliebe für die deutsche Altertumskunde und mit einem Aufsatz in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins (N. F. V 1890) über den reichen La Tène-Fund seines Heimatsortes Dühren, der 1850 mit den Beständen des Sinsheimer Antiquariums nach Karlsruhe gelangt ist, eröffnet Schumacher die stolze Reihe seiner Arbeiten auf diesem Gebiet.

Kurz darauf (1892) gibt er in den „Heidelberger Jahrbüchern“ einen Ueberblick über den „Stand und die Aufgaben der prähistorischen Forschung in Baden“. Die im gleichen Jahr erfolgte Aufforderung, an den Arbeiten der Reichslimeskommission teilzunehmen und die in Baden liegenden Grenztafel aufzunehmen, war ein Beweis für die Anerkennung, deren sich der Zweiunddreißigjährige schon damals erfreute. Von 1895—1900 erscheinen in einzelnen Lieferungen der großen Limespublikation seine Untersuchungen über Osterburken, Oberscheidental, Neckarburken, Schlossau und Wimpfen, gleichzeitige Forschungen über andere römische Anlagen der Gegend und über die Befestigung des Odenwalds und Baulands hat er in kleineren Aufsätzen veröffentlicht. Dazwischen fallen Ausgrabungen am Bodensee, die ihm das Material zu einer grundlegenden Arbeit über die Kultur der Pfahlbauten lieferten und zahlreiche kleinere Grabungen, die im Auftrag des Karlsruher Museums, z. T. mit dessen Direktor, in verschiedenen Gegenden Badens unternommen wurden. Man mag es ihm glauben, wenn er kürzlich äußerte, er habe in jener Zeit den größeren Teil des Jahres auf dem Lande verbracht; der Rest wurde dann zur Bearbeitung und Veröffentlichung der Resultate verwandt.

Dieser fruchtbaren literarischen Tätigkeit hat Schumacher wohl vor allem die Berufung nach Mainz zum Leiter des Römisch-Germanischen Zentralmuseums zu verdanken; in viel umfassenderer Weise kann er jetzt — über das denkbar reichste Anschauungsmaterial und eine wohl ausgestattete Bibliothek verfügend — seine Kenntnisse verwerten, und weiter werden die Ziele seiner Forschung abgesteckt: die Frühgeschichte der Rheinlande, der Pfalz, des Elsaß und der Nordschweiz beschäftigt ihn kaum minder als bisher die der engeren Heimat. In den Beginn der neuen Tätigkeit fällt ein Aufsatz: „Zur Befestigungsgeschichte des rechts-

rheinischen Rheintales zwischen Basel und Mainz", der in der Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Römisch-Germanischen Zentralmuseums veröffentlicht wurde und bezeichnend ist für die Richtung, in der sich seine Forscherfähigkeit entwickelt hat. Als klassischer Archäologe ist Schumacher ausgegangen von der Vergleichung der Typen: wie in der mittelalterlichen Kunstgeschichte und der Handschriftenkunde werden die Objekte nach ihren Formen geordnet und in zeitlich nebeneinanderliegende oder aufeinanderfolgende Gruppen geschieden. Nach und nach gelingt es so durch Beobachten der Veränderung und durch Vergleich mit der Kunst der Nachbargebiete, namentlich der des klassischen Südens, die Entwicklungsstufen chronologisch zu bestimmen. Diese Wissenschaft von den Formen nimmt hier eine ähnliche Stelle ein wie die Wertung und Sichtung der Quellen in der Arbeit des Historikers. Darüber hinaus erwächst für den Prähistoriker die Aufgabe auf Grund der örtlichen und zeitlichen Reihung der Denkmäler die Geschichte einer Gegend, die verschiedenen Perioden ihrer Besiedelung und die Herkunft und Art ihrer Bewohner festzulegen. Schon bei den Arbeiten Schumachers zur Limesforschung und in einem Vortrag über die Besiedelungsgeschichte des Bodensees (Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 29, 1900) treten derartige Ziele in den Vordergrund, so beschäftigt ihn von da an die Frage, welche Lage im Gelände die einzelnen, nach den Formen ihrer Geräte und nach den Grabriten sich trennenden Kulturen der Stein- und Bronzezeit für ihre Wohnsitze bevorzugt haben, immer klarer werden seine Anschauungen über das Verhältnis von gallischen und germanischen Stämmen im Oberrheingebiet in der letzten Zeit vor Christi Geburt, auch zahlreiche Untersuchungen über das römische und vorrömische Straßennetz seien in diesem Zusammenhang erwähnt.

Auf der gleichen Linie liegen schließlich die zwei letzten Werke des fruchtbaren Gelehrten — beide noch unveröffentlicht — eine

„Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande“ und, in der Form eines Aufsatzes, „Die Besiedelungsgeschichte meines Heimatortes Dühren“.

Dem Leser dieser Zeilen aber, der diesen Dingen bisher ferner gestanden ist und sich einarbeiten möchte in die Wissenschaft der heimischen Altertumskunde, seien vor allem die lehrreichen Ausführungen empfohlen, mit denen Schumacher die schönen Tafeln im 5. Bande der „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit“ begleitet. Mit dem jetzt in München wirkenden Gelehrten Paul Reinecke und einigen anderen Fachgenossen löst er sich ab in der Aufgabe, in buntem Wechsel Gruppen verwandter Gegenstände zu beschreiben und zu zeigen, was aus deren Interpretation und den so gewonnenen Aufstellungen in besiedelungsgeschichtlicher und ethnographischer Hinsicht gefolgert werden kann. Daß dabei eine große Zahl badischer Funde besprochen wird, erhöht für uns den Reiz dieser Ausführungen.

Auch die größeren wissenschaftlichen Arbeiten des letzten Jahrzehnts, die in den „Berichten der Römisch-Germanischen Kommission“, der von ihm 1906 ins Leben gerufenen „Mainzer Zeitschrift“ oder der von ihm in Verbindung mit Schuchardt und Seeger seit 1909 herausgegebenen „Prähistorischen Zeitschrift“ zu finden sind, begleitet als Unterton, mehr oder weniger vernehmlich, die Freude des Heimatforschers an seinem Lande und es ist verständlich, wenn es ihn, den seit dem Tode des hochbetagten Vaters vereinsamten Junggesellen gelockt hat, die ersten Tage des neuen Dezenniums auszufüllen mit Wanderungen im nahen Kraichgau, einer Gegend, die dem Kundigen erzählt aus allen Perioden der Frühgeschichte, beginnend mit den Ansiedlungen der Pfahlbautenbevölkerung auf dem Michelsberge und seinen Nachbarhöfen und endigend bei den reich ausgestatteten Grabstätten der von Norden eingewanderten Franken, die über das Hügelland verteilt sind.

Meister Alexander / um 1280 / Aus der Jugendzeit.

(Aus dem Mittelhochdeutschen überseht von Ernst Dörs.)

Einstens, in den Kinderjahren,
Wie wir auf die Zeit aus waren
Da wir nach den Wiesen gingen
Und uns um die Wette fingen!
Dort, ob einem Weilschen,
Fand man Weilschen.
Jetzt sieht man dort Kinder springen.

Ich weiß wohl, wie wir abzählten,
Eine Königin erwählten:
Um die Schönste ging der Streit.
Unsre Kinderherrlichkeit
Schritt im neuen Kranze
Stolz zum Lanze.
Ja! So schnell vergeht die Zeit.

Ein war das ein Erdbeerfuchen
Von den Tannen zu den Buchen
Ueber Stock und über Stein
Tagelang im Sonnenschein!
Pflöchlich rief der Alte
Aus dem Walde:
„Heim! Kinder! Ins Dorf hinein!“

Alle hatten wir schon Masen,
Als wir gestern Erdbeern lasen:
Das war eine Lust und Pracht.
Da vernahmen wir bedacht
Unsere Hirten wehren
Und belehren:
„Schlangen! Kinder! Habet Acht!“

Ein Kind lief eben in den Schmechten,
Das begann gleich zu erzählen:
„Kinder! eine Schlang'! seht her!
Die biß unser Pferdlein sehr;
O! Heil wird es nimmer.
Daß sie immer
Hinten in Bespommern wär!“

„Heim jetzt! Geht fort aus dem Walde!
Aber eilet ihr nicht halbe,
Wird euch noch, wie ich euch sage:
Macht ihr nicht, daß ihr bei Tage
Aus dem Walde scheidet —
Ihr verleidet
Euch die Lust und habt nur Klage.“

Wisset ihr, daß fünf Jungfrauen
Sich vertorten in den Auen
Bis der König den Saal verschloß?
Da ward Leid und Schaden groß.
Denn die Schergen kamen,
Kleider nahmen
Sie den Ärmsten, nackt und bloß.“

Adolf v. Grolman / Zur Seelenkunde der Jugend.

(Bemerkungen zu Philipp Krämers Novellenbuch: Buben.)

Desses „Demian“, den ich neulich an dieser Stelle — wenn auch in anderem Zusammenhang und aus anderem Anlaß — anzeigte, beginnt mit der Schilderung einer wunderbar verträumten Kinder- und Knabenzeit; der junge Emil Sinclair spürt schon früh das Nebeneinanderbestehen zweier Welten; einer klaren, eindeutigen, erlaubten Welt paart sich eine andere, die — geheimnisvoll, abenteuerlich und in jedem Sinne gefährlich — den Gegensatz bedeutet. Der Knabe Sinclair bewegt sich

lange zwischen diesen beiden Welten, er verirrt sich in die neue, lockende, er flüchtet zurück in die klare Traulichkeit der anderen. Hesse hat diese Knabenerlebnisse symbolisch gewollt; sie sollen Gleichnis sein für jene verschwiegene, göttliche Zweipoligkeit, in der gut und böse, Gott und Teufel, Christ und Antichrist sich einen. (Des Näheren hat sich Hesse darüber in drei eindrucksvollen Aufsätzen mit dem Obertitel: Blick ins Chaos — Verlag Seldwyla Bern 1920 — geäußert.) Es kam Hesse dabei auf jene

Knabenerlebnisse als solche erst in zweiter Linie an. Aber in dem geschmackvoll ausgestatteten zweiten Band der Furche-Erzähler, in den Erzählungen: „Buben“ von Philipp Krämer (Berlin, Furche-Verlag 1921) kommt es dem Verfasser auf die Erlebnisse selbst an. Mit einer Eindringlichkeit, die bemerkenswert ist, strebt der Verfasser zu Antworten auf die Fragen: Was erlebt ein Junge zwischen 10 und 14 Jahren? Wie bildet er sich aus den ihm von allen Seiten aufliegenden Erkenntnisstücken seine meist so innige und gar so oft verkannte, geringgeschätzte Welt? Und schließlich: wie bauen künstlerische Veranlagung und religiöse Erlebensfähigkeit an diesem seltsamen Etwas mit? Und nun entrollt der Verfasser vor uns eine bunte, hebelte Welt, voll von Stimmung und seelischen Werten. In sechs Erzählungen schimmert und flimmert der Reiz eines unbedingt begehrenden Verhaltens zum Dasein: Knabe sein dürfen, nicht mehr und nicht weniger. Der Problematik so vieler, die sich über ihr Lebensalter hinaussehen und „mehr“ scheinen wollen, als sie sind, begegnet Verfasser mit einem geduldigen Lächeln. Solche „Buben“ sind nicht sein Fall; wohl aber jene andern, welche das auch sein wollen, was sie wirklich sind, die sich all den Kleinen und großen Freuden und Leiden, die ihnen wirklich begegnen, auch wirklich stark und triebhaft hingeben und nicht in enträumten und unwirklichen Phantasie-reien herumirren. Dieses unbedingte Ja-sagen zum Knabenleben gibt den Erzählungen Krämers einen großen Reiz. Es liegt gerade darin vielleicht manch verschwiegener Verzicht. Geschichten über das Knabenleben sind eben modern, es ledt nicht an (zum Teil eher für den Psychiater bestimmten) Analysen von Pubertätsqualen aller Art, an dichterischen und manchmal auch sehr ordinären Phantasien über Sehnen und Süchte aller Art. Krämer kennt diese ganze Literatur und auch das Leben, dem sie entstammt. Aber sein Künstlerium äußert sich anders. Er vermeidet es, in Theorien und Reformen zu schweigen, sondern er wendet sich direkt an die „Buben“ selbst (der Band verdient besonders auch junge Leser, die viel mehr in ihm finden werden, als mancher Ältere sich träumen läßt), er läßt ihre Welt vor jedem Leser erstehen mit all dem vielen, was Klein anscheinend und doch so Großes bedeutet, er läßt sie selbst reden und redet dabei mit ihnen und nicht mit irgend einem literarischen Publikum. „Meiner Unterprima von 1915/16“, „für einen Schulkameraden, dessen Freund ich nicht werden konnte“ — das sind z. B. die Zueignungsworte zu zwei von den Erzählungen. Und was geht in ihnen vor? Ein Nichts oft, etwas anscheinend ungemein Harmloses und Gleichgültiges — aber so

gleich weiß gerade dieses Nichts, dieses Kleine den Selben der Geschichte wie auch den Leser zu fesseln, zu erschüttern. Da laufen alle möglichen Kerle durcheinander, große und kleine, Schlingel und Träumer, krasse Realisten und solche, in denen ein kommendes Künstlerium sich allmählich zu Wort meldet, wieder andere, denen das Christentum Erlebnis wurde, die einem Freund ein noch unnenntbar Religiöses mitteilen wollen, solche, denen ein derartiges Erlebnis mitgeteilt werden soll, wo ein werdender Freund christlich vor der Tür steht und anklopft. Das ist die vorletzte Geschichte, die fünfte: der Tod des Ludwig Ziemendorf, von einer unsäglich süßen und klingenden Melancholie, die unvergänglich bleibt. Hier ist die äußere Grenze des „Buben-seins“ fast erreicht, denn eine jugendliche Theodizee steht zwischen den Freunden und ihren künstlerischen Bestrebungen, ihrem ersten Ahnen vom Krämer so neu erfasst, so gestaltet, so geformt — geformt: Wenn ich vorhin schrieb, Krämer wende sich an kein literarisches Publikum, so muß — die Form anlangend — gesagt werden, daß die Gestaltungskraft, Zucht und sprachliche Kunst des Verfassers sich kaum genug tun kann und hohe Ansprüche befriedigt. Krämer hat seine Prosa fast bedingungslos an Thomas Mann geschult, er liebt nämlich denken wertvolle und überlegte, oft beinahe virtuose, patrizierhafte Prosa. Und jemanden liebt Krämer auch noch: jenen wenig bekannten, unsäglich vornehmen Dänen: ich meine Hermann Bang. Krämer liebt diese verschwiegene Mischung von Lust und Leid, von Ironie und leiser Klage. Die Bang'sche Weltanschauung, jener verzweifelt-liebevolle, verlassene Skeptizismus kommt in den Buben allerdings und begreiflicherweise nicht zu Wort. Dafür ist Krämer auch zu religiös, zu bejahend, zu gläubig. Aber gelegentlich, ganz gelegentlich glänzt ein leiser Schimmer auf von einer unsäglich Leidmütigkeit und mancher von den „Buben“ steht gelegentlich mit einem gar so vollen, gar so traurigen Herzen, steht allein und ohne Freund, ohne Rat — gelegentlich nur. Ich könnte mir aber sehr wohl denken, daß gerade solche Stellen unseren Heranwachsenden (denen ich die Lesüre dieses Buches nochmals eindringlich wünsche) inne halten werden, nachdenklich in ihr Inneres lauschend, wo es raunt und rauscht, wagt und klagt, lauschend in der Art etwa, wie jener Mönch, von dem Jens Peter Jacobsen einmal (Niels Lyhne, Kap. 3) gleichnißweise erzählt, „der im Wald gelautet hatte, während der Vogel des Paradieses einen einzigen Triller gesungen, und dann, als er zurückkehrte, Hundert Jahre dahin geschwunden fand.“

Brief über Friedrich Gundolfs „George“.

Lieber Freund, ich weiß, wie unnötig gerade bei Dir mein Hinweis auf dieses Buch ist, aber Du, der Du der Gestalt, die in uns und für uns in Stefan George lebt, soviel näher, wesensverwandter bist, wirst gerne wissen, wie mich Friedrich Gundolfs Buch*) betroffen hat.

Du erinnerst Dich: ich hatte in den reichen Tagen und in den blühenden Nächten eines unsagbar schönen Sommers in Heidelberg, dort irgendwie rein landschaftlich näher dem Duell und Ursprung seiner Dichtung Stefan Georges „Siebenten Ring“ und den „Stern des Bundes“ um mich gehabt. Diese Verse hatten die Luft wie lebendige Wesen bevölkert und einen langsamen, aber unverdrängbaren Einfluß auf mich ausgeübt, wie ihn nur sehr geliebte und überragende Menschen auf mich haben können. Dabei geschah diese Einwirkung ganz ohne Rärm oder plötzliche Bekehrung, nur sehr nahe bei mir lebenden Menschen wurde es offenbar, vielleicht in der Art, die Hände anders zu bewegen oder anders zu gehen oder sie und da in einem untergründigeren Klang meiner Stimme. Möglich, daß es auch schon in die Augen gestiegen war, ich erzählte Dir halb nachher, daß eine sehr kluge und reife Frau mir am Ende des Sommers einmal sagte, daß ich nun nie mehr blutarm und wie ohne Körper sein könne, wie ich ihr noch ein Jahr zuvor erschienen war.

Ich hatte diese Veränderung diesem und jenem Erleben zugeschrieben und vor allem diesem Sommer selbst, der alles hatte, um Weihe in das Blut einzubrennen und ein Leben zu ändern: Ruhe, Einsicht und heimliche Heimkehr der Seele zu sich selbst nach zwei Jahren einer lebhaften und lauten Studentenzelt, die Sonne über dem Neckar, in dem den ganzen Tag die braunen Leiber froher Menschen sich tummelten, die reinen Linien der Landschaft Heidelbergs, die ich heute noch bei geschlossenen Augen sehe, Wald und Morgenwind, Wein, Frauen, Freunde und das verschwiegene Schaffen an einem Werk. Aber war mir nicht das alles, 'o oder so, in anderen Sommern begegnet? Und so weiß ich heute erst, wie stark die unabwendbare Gewalt jener Verse mich gepackt hatte, manchmal wie im Sturm, aber oft und sicherer in der Leisen, ent-

führenden, ins Helle und ins magisch Sieghafte verführenden Art des Gottes, der im lautlosen Winde zu einem kommt. Ich sah, wie jene künstlerischen Ereignisse meines Lebens mich erst bereitet und aufgetan hatten dem, was dann in so verschwenderischem Reichtum meine zögernden Tage überfiel.

Ich erfuhr das erst deutlich durch Gundolfs Buch. Es war zu erwarten, daß er — entgegen dem üblichem Daten- und Namenschema anderer Biographien — „nur“ die seelische Enthüllung der Gestalt des Dichters aus seinem Werke, aber diese stark wie ein Bekenntnis, erfasste. Wenn er diesem Hauptteil des Buches, „die Gestalt im Werk“, ein so scharfes und als Kritik unserer Zeit fast Endgültiges sagendes Kapitel „Zeitalter und Aufgabe“ zuvorgab, handelte es sich um notwendige Voraussetzung. Aber ich will dir keine Besprechung schreiben, ich sagte schon: Du und alle, die es angeht (und leider endlos viele, die es vorläufig nicht angeht), werdet dieses Buch lesen, wenn es Euch an der Zeit dünkt und wenn Ihr es brauchen werdet. Wer unter uns dem Werke Stefan Georges Werte seines eigenen Lebens dankt, wird daraus den Zusammenhang seiner Sendung mit Schicksal, Zeitalter und mit sich selbst erfahren.

Herausgerissene — und morgen von den plappernden Tempelratten nachgebete — Schlagworte wie die „Vergottung des Leibes“ und die „Verleibung des Gottes“ oder die scharfe Abgrenzung Georges als des Bildners von Gedichtkreisen gegenüber dem Lyriker Goethe als dem Meister des Gelegenheitsgedichts — alles das wird Dir an der rechten Stelle und zur offenen Stunde erst im wesentlichen klar. Du kannst Dir selbst denken, daß Gundolf an dem Maß der letzten Werke Georges selbst über jedes Maß auch der besten Teile seines Goethebuches hinauswächst, und — nach Borchardts Aufsatz über den „Siebenten Ring“ im Hesperus-Jahrbuch — zum erstenmal wieder Gelegenheit gibt, Eindeutiges über Georges Werk zu lesen. Denn zum Genie — so sagt Gundolf selbst — „hilft alle bloße Originalität nicht, sondern nur das über die Einzelbeziehung hinausreichende, in ihr beschlossene, weltliche Gesetz“.

Eigentlich jedoch, mein lieber Freund, schreibe ich Dir diesen Brief, und gerade Dir, um ein paar anderer Stellen willen. Als Gundolf versucht, George in seiner Eigenheit und in sei-

*) Friedrich Gundolf: „George“ im Verlag Georg Bondi in Berlin, wo auch die Werke Stefan Georges erschienen sind.

nem Gemeinsamen abzugrenzen, stellt er ihn in jene Linie, die von Hölderlin herkommt und über Nietzsche zu George führt. Hölderlins „lechte Hymnen sind das Schwingen eines lyrischen Dauerzustandes, das Ertönen anhaltender Weihe, beständigen Verkehrs mit den Göttern. Sie sind nur die dichterische Stimme eines dichterischen Schweigens — nicht die dichterische Unterbrechung eines Werktags, der läche Ausdruck verschlossener Melodien in der Sprache“. Die Weiterführung dieses Gedankens gibt die fast sichtbare Deutlichkeit jener — gewissermaßen stilistischen — Linie. Zwingender verbindet aber eine andere Bahn die beiden Dichter: sie führt von Hyperion zu Maximin. Aus dem, was ich weiß um Deine Verbundenheit mit dieser Schauung des Gottes — Du denkst noch des Abends, an dem wir uns die alte Unterscheidung der Romantiker in magische und dämonische Menschen zu eigen machten? — aus solchem Wissen überfuhr es mich in einer fremden, aber mir doch schon eben aus meiner Freundschaft zu Dir vertrauteren Erregung, denn es wurde mir plötzlich klar, daß Dir, wie Hyperion, wie Max Demian, in der trotz aller Verwandtschaft ganz anderen Sphäre Maximins das schwerste und getragenste Erlebnis geworden sein muß. Solche Art, fromm zu sein, liegt mir peripherischer, aber ich habe zum ersten Male aus Gundolfs Buch dieses rätselvolle Schicksal ohne Umhülse so sehen lernen, daß hier in Wahrheit ein Mensch einen Menschen zum Gott erhoben hat. Freilich blieb mir denkbar, irgend ein Zukünftiger oder ein Vergangener (denn ich dachte an Jesus von Nazareth) wäre selbst über diese Tat hinaus rein und reif, aber das tut dabei so wenig zur Sache als die andere Tatsache, daß kein Zeitgenosse hier noch Leistung oder Kraft genug hat, daß er leichtfertig reden oder überlegen tun dürfte. Denn selbst Franz Werfel und was sonst an besten Kräften in der jungen Dichtung lebt, hat noch kein strengeres Maß eigener Verantwortlichkeit gefunden, als George aufgestellt hat, keiner seither

und außer Dostojewski keiner dieser ganzen Epoche hatte die Fülle und das durchbrennende Feuer der Liebe, keiner zwang einen Stern aus seiner Bahn.

Habe ich Dir zu wenig oder zu viel gesagt? Unsere Begeisterung und Ablehnung, jedes vorgefaßte Urteil über George wird sich an Gundolfs Buch zu bewähren haben. Gundolf selbst aber ist enger in den Kreis jener wesentlichen Männer unserer Zeit getreten, die — in einem durchdringenderen Realismus gesehen — die Geschichte einer Zeit, einer Zukunft schaffen und auf die es in unserem besonderen Falle letzten Endes ankommen wird, ob die abendländische Kultur zu einer Wiedergeburt noch Blut und Mark genug hat. Uns Jugend — alle irgendwie erschüttert durch die überwältigende Flut eines östlichen Menschentums — wird aus diesem Buch das neue und doch uralte Gesetz unserer inneren Verpflichtung wiederholt, die schärfere und strengere Formung und Bindung unseres tiefsten Gewissens in Einem begrenzt und erweitert, der Umkreis jeden Lebens, jeder Möglichkeit und jeder Pflicht wird zwingender geschlossen als in allen Aufrufen der kläglich beschämten und untergehenden Generation unserer Väter von solchen mit uns und — das sagen wir irgendwie mit einem souveränen Stolz — an uns jung gebliebenen Menschen, wie es Stefan George und Friedrich Gundolf sind.

Lieber Freund, in Deinem letzten Briefe klang es fast an Mißverstehen an, als Du auf die Widmung zu sprechen kamst, die ich in Dein Exemplar geschrieben hatte. Jetzt hoffe ich, habe ich Dich näher dahin geführt zu sehen, warum ich gerade Dir vor dieses Buch Hölderlins Verse schrieb:

„An das Göttliche glauben
Die nur, die es selber sind.“

vfa.

Karl Holl / Oskar Walzel, Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod.

Zu der Pyramide vom 14. September 1919 hat sich bereits die erste Auflage dieses Buches angezeigt. Wenn nach einem Jahre schon die zweite Auflage erscheint, so zeugt dies wohl für den Anklang, den das Werk verdientermaßen in weiten Kreisen findet. Wieder ist es mächtig angeschwollen. Es mag bei den heutigen Bücherpreisen beklagenswert sein, aber wer in die Neuaufgabe gesehen, dem kann die erste nicht mehr genügen.

Die Prinzipien des Werkes sind die gleichen geblieben, sind sie doch, wie früher ausgeführt, von Walzel selbst in Anlehnung an Kunstwissenschaft aufgestellt und in den von der Kantgesellschaft veröffentlichten Vorträgen, Heft 15, erläutert und begründet worden. Ich habe bereits bei der Anzeige der Erstausgabe Bedenken gegen Walzels Methode angeführt. Es muß aber auch anerkannt werden, daß Walzel die ihr — wie übrigens jeder Methode — innewohnenden Gefahren durchaus vermeidet.

Wenn er die künstlerische Form deutschen Dichtens begrifflich zu erfassen sucht, dann drängt sich natürlich die Frage auf: kann ich künstlerische Form, etwas durchaus Mlogisches, Unverstandesmäßiges mit Begriffen, also mit logischen, verstandesmäßigen Kategorien erfassen? Aber verneinen wir dies, und ich kann mir wohl Verneiner denken, dann können wir getrost alle Kunst- und Literaturwissenschaft an den Nagel hängen. Was noch von ihnen übrig bleibt, können ebenjotig andere Forschungszweige wie Geschichte, Philologie, Psychologie, Sozialwissenschaft u. a. leisten. Dann ist alles Kunst- und Literaturverständnis nichts anderes als subjektiver Geschmack. Und de gustibus non disputandum. Alles was ist, ist berechtigt. Es soll damit nicht die Berechtigung anderer Methoden als der Walzels geleugnet werden. Schließlich ist auch vor Walzel schon Ursprüngliches geleistet worden und nicht nur läde Kleinarbeit. Walzel wäre der Letzte, dies zu behaupten. Aber es ist ja gerade der Sinn aller wissenschaftlichen Forschung, immer neue Problemstellungen aufzufinden und ihre Lösung anzustreben. Darin besteht die grundsätzliche Förderung, die Walzel unserer Literaturkenntnis bringt.

Trotz der überreichen Fülle von Namen, die das Buch enthält, geht es ihm nicht sowohl um Kenntnis, denn um Erkenntnis. Das Geheimnis, das um jede künstlerische Formgebung schwebt, sucht er aus ihrem Urquell aufzuhellen. Dieser selbst-gesehten Aufgabe sucht er durch den Nachweis zweier in deutscher Kunst waltenden Formwillen gerecht zu werden, die beide von dem antik-romanischen verschieden sind. Weit eindringlicher wie in der Erstausgabe wird jetzt dieses Problem auseinandergelagt. Allerdings verkennt der Verfasser selbst nicht, daß Abschließendes darüber erst ein systematisches Werk bringen könne. Es wäre dringend zu wünschen, daß er bald Zeit fände, diesen Plan auszuführen.

Heute dürfen wir uns an die Anwendung seiner Prinzipien halten. Da zeigt uns vorliegendes Buch in glänzender Weise, welche Erfolge mit solcher Methode zu erzielen sind. Allerdings dürfen Farbenreißer nicht meinen, mit der Kenntnis der Methode des Meisters auch dessen Gestaltungskraft zu besitzen. Daß es nicht gleichgültig ist, welche Methode ich bei Durchforschung und Darstellung einzelner Dichtwerke oder ganzer Literaturepochen verfolge, zeigt uns Walzels Werk, das uns überraschende Erhellungen gibt im Vergleich zu anderen Versuchen, die jüngste Dichtung in ihrer Entwicklung und ihrem Wesen darzustellen. Bedeutender aber wie alle Methode wird stets die Persönlichkeit sein, die dahinter steht, die sie anwendet. Und so wird der Saie, der Literatur nicht von Amt wegen erforscht, sondern sie verstehen, erfahren und genießen will, in Walzels Buch weniger der Methode gedenken, als der überragenden Führerpersönlichkeit, an deren Hand er durch den Irrgarten neuzeitlicher Literaturentwicklung geführt wird; unmerklich werden ihm die Augen geöffnet, und er sieht Schönheiten, wo er früher achtlos vorüberging, wo er gar verächtlich die Augen abwendete.

Allerdings Etiketten gibt Walzel auch jetzt nicht. Wer von einer Literaturgeschichte fertig geprägte Urteile erwartet, mit denen als gangbarer Münze man haustieren gehen kann, um eigenes Kunstverständnis überall gebührend bewundern zu lassen, der würde sich schmählich in dem Buche getäuscht fühlen. Walzel lehnt auch nicht das Neue ab, ebenfowenig wie er das Alte bekämpft. Die Schlagwortimpressionisten wie Expressionisten sind betrogen, wenn sie exklusives Parteiprogramm verlangen, beide aber sind gefördert, wenn sie Verständnis fremder wie eigener Wesensart suchen.

Es ist sehr erfreulich, daß wie die Tatsache der Neuaufgabe beweist, eine solche, durch die Ansprüche, die sie an die Leser stellt, durchaus nicht bequeme Führung so zahlreiche Gefolgschaft findet. Wir sehen darin das Streben, hinter die Erscheinungen zu gelangen, hinter dem Schein das Sein zu suchen. Begründet dürfte es aber auch sein in dem ausgefallenen Stil, der das Werk selbst zum Kunstwerk macht und der damit die Aufgabe erleichtert, die das Buch stellt: es ganz zu lesen und es nicht nur, wie sonstige Literaturgeschichten, als Nachschlagewerk zu benutzen. Es fordert Mitarbeit und gibt denen wenig, die nur Rosinen aus dem Kuchen klaben wollen.

Gerade dadurch leistet es wahre Bildungsarbeit und erzieht zu eigenem Urteil gegenüber solch heterogenen Erscheinungen deutscher Dichtung, wie sie das letzte halbe Jahrhundert gezeitigt hat. Diese Erziehung zur Selbständigkeit im Urteil tut uns not wie in der Kunst, so auf allen Gebieten gesellschaftlichen Lebens. Und wenn auch manchen Erscheinungen jüngerer Dichtung gegenüber nur ein ehrliches Eingeständnis des

Nichtverstehens die Folge ist, so ist damit doch schon viel gewonnen gegenüber dem heute sich breitmachenden Phrasentum.

Es erübrigt sich, auf Einzelheiten des Buches einzugehen. Ueberall macht sich die reife Erfahrung, das beziehungsreiche Wissen des Verfassers geltend, ohne je aufdringlich zu werden. Zahlreiche feine Bemerkungen werden gerade deswegen bei vielen flüchtigen Lesern unter den Tisch fallen. Wenn wir anlässlich Gerhart Hauptmanns „Indipohdi“ und der „Wetke Peiland“ — Walzel führt bis zur allernächsten Gegenwart — lesen: „Daß Hauptmann einmal noch so nahe an Stoffe Kobebues herankommen sollte, wer hätte sich's träumen lassen!“, so werden nur wenige wohl die Beziehung auf die einst so beliebten, heute vergessenen Peru-Dramen Kobebues verstehen. Und doch sind die zeitgeschichtlichen Vorbedingungen dieser Aehnlichkeit nicht allzu verschieden. Wir erkennen, wie tief das Schaffen unserer Dichter in den Ereignissen der Zeit verwurzelt ist. Diese Erkenntnis uns auch in der jüngsten Vergangenheit, in

der Gegenwart gewinnen zu lassen, ist nicht das geringste Verdienst Walzels.

Ein Rezensent freut sich immer, wenn er als Widerhall gutgemeinter Ausstellungen nicht des jungen Goethe Ausruf auf sich lenkt: „Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent“, — wenn er im Gegenteil Berücksichtigung seiner Wünsche findet. Er weiß dann um so mehr, daß die Nichtberücksichtigung überlegt ist. Wir können es uns daher auch ersparen, noch weiter den Kleinigkeitskrämer zu spielen oder gar durch Aufzählung einer Anzahl von Sonderwünschen mit eigener Gelehrsamkeit zu prunken. Wiederholung des früher Gesagten verbietet sich schon aus Gründen der Papiernot, um von triftigeren zu schweigen. Aber wie damals möchte ich auch heute wieder das Register loben. Nur ganz vereinzelt fand ich ein Werk, das anscheinend noch bei der letzten Korrektur als Neuerscheinung in den Text aufgenommen wurde, im Register nicht aufgeführt. Lobenswert ist, im Gegensatz zu früher, die Ausstattung. Auch darin ist uns ein Wunsch in Erfüllung gegangen.

Gustav Rommel / Singen, Amt Durlach.

(Schluß.)

Die Schule. Die Kinder von Singen gingen, als nach der Reformationzeit auf dem Lande Schulen eingerichtet wurden, zum Unterricht nach Remchingen, wo für die Dörfer Wilsberdingen, Singen und Kleinsteimbach ein Schulmeister bestellt war, der auch den Mesnerdienst an der Remchinger Kirche zu besorgen hatte. Seine Bezüge erhielt der Lehrer meist in Naturalien. 1656 trug der Schul- und Mesnerdienst ein: 20 fl. an Geld, 4 Malter Korn 8 Malter Dinkel, 4 Malter Haber, 8 Ohm Wein von der geistl. marktgräfll. Verwaltung, ferner noch aus einer ehemaligen Frühmehrspründe 2 Malter Korn, 2 Malter Dinkel, 2 Malter Haber, dann weiter von den einzelnen Gemeinden soviel Holz, wie für jeden Bürger vorgesehen. Für ein Schulkind wurden 12 Kr. bezahlt. In Remchingen war bis 1710 nur Winterschule, die nachher auch noch angeordnete Sommerschule ersetzte sich keiner Beliebtheit, weder bei Lehrern, noch bei den Eltern der Schulkinder. 1714 wurde gegen den Lehrer Wilhelm Zachmann Beschwerde erhoben, daß er im Sommer selbst nicht in die Schule komme. Der Beschuldigte rechtfertigte sich damit, daß er wegen 2 Kindern keine Sommerschule halten könne. Er erhielt aber Weisung, morgens zu Hause zu bleiben und die Schule nicht über die Feldgeschäfte zu vernachlässigen.

Vom Remchinger Schulhaus erfahren wir, daß es 1710 fast unbrauchbar war. In den folgenden Jahren wird es notdürftig hergestellt, 1784 abgebrochen. 1750 wird ein Lehrer Joh. Fr. Dolsmann erwähnt und 1768 war ein „in der Geometrie unfähiger“ Lehrer da. In den 1770er Jahren traten in den Remchinger Schulverhältnissen Aenderungen und Verbesserungen ein. Die Filialorte Wilsberdingen und Kleinsteimbach erhielten Schulen und Lehrer und der Remchinger Schulmeister Joh. Gg. Geiger zog 1771 nach Singen, wo er ein eigenes Haus hatte, in dem er dann die Schule hielt. Schon damals sollte in Singen ein Schulhaus gebaut werden, es kam aber nicht dazu, obwohl die Pläne bereits fertig waren. Als 1789 der Lehrer Geiger gestorben war, ließ man den Unterricht durch den Kleinsteimbacher Schulmeister im Singener Kirchlein halten was aber nur im Sommer durchführbar war. Nun wollte die Herrschaft Baden ein Schulhaus bauen, aber sie wurde zunächst mit der Gemeinde nicht einig, da diese sich nicht dazu verstehen konnte, einen Bauplatz herzugeben und das Haus künftig zu unterhalten. Der Streit ging lange hin und her. Währenddessen wohnte der neue Schulmeister Joh. Ulrich Sütterle beim Löwenwirt Haag in einer einzigen Stube, wo des Winters auch noch Schule gehalten wurde, weil die Kirche nicht heizbar war.

1793 war man dann soweit, daß das Schulhaus in der Nähe der Kirche erbaut werden konnte. Dieses Haus erfuhr 1877/78 einen gründlichen Umbau und eine Erweiterung durch ein zweites Stockwerk. 1907 wurde daneben noch ein weiteres Schulhaus neu gebaut.

Ein Rathaus hatte Singen schon im 17. Jahrhundert. Es kam aber mit der Zeit außer Gebrauch, weil Rat und Gericht, sowie die Bürgerchaft sich gewöhnlich im Hause des Ortsvorstandes, des Schultheißen, versammelten. So konnte es geschehen, daß schließlich das Rathaus im 18. Jahrhundert den beiden Gemeindebehörden als Wohnhaus diente. Als 1794 aber ein Schultheiß eingesetzt wurde, der nur eine kleine Wohnung hatte, tauchte die Frage einer allgemeinen Gemeindehütte wieder auf und man beschloß, das alte Rathaus (Kirtenhaus) umzubauen, was zu 276 fl. veranschlagt wurde. Die Raumfrage war aber auch damit noch nicht ganz gelöst; Bürgerversammlungen und Versteigerungen mußten nach wie vor im Wirtshaus abgehalten werden.

Als 1825 das alte Keltergebäude bei der Kirche von der Herrschaft auf Abbruch versteigert wurde, erstand die Gemeinde um 350 fl. den Platz und die Gebäulichkeiten in der Absicht, daselbst ein Rathaus zu errichten. Doch kam dies erst 1839 zur Ausführung. Die Einweihung des neuen Gemeindehauses erfolgte am 1. November 1840. Es war ein großer Tag in der Geschichte des Dorfes, wovon die Alten oft erzählten. Das uns erhaltene Programm des Tages sagt: „Das Fest beginnt morgens früh um 5 Uhr durch Abfeuern von 12 Bellerschüssen.“ Um 9 Uhr war Gottesdienst, 2 Uhr Festzug, feierliches, erstmaliges Läuten der Rathausglocke. Im Festzug trug der jüngste Bürger die Ortsfahne, der Bürgermeister wurde von den zwei ältesten Bürgern der Gemeinde geleitet, es folgten die Gemeinderäte, deren jeder einige Bücher unter dem rechten Arm trägt. Dann kam Pfarrer und Lehrer mit der Schulfugend; Nachtwache, Feldwache und Bürgerwache zog auf. Am Rathaus Rede des Bürgermeisters, Weihe und Gebet durch den Pfarrer, Gesang der Schulfugend und Gemeinde, ein Lebehoch dem Großherzog. Wirtshausfestern bildeten den Schluß des Festtages.

Der Erbauer des Rathauses war der badische Werkmeister Hengst, dem u. a. obrigkeitlich vorgeschrieben wurde, das Dach und den Giebel nach Schweizerart, wie an den Gebäuden des Augustenburger Hofes, zu konstruieren.

Auf dem erhöhten Platz vor dem Rathaus, der Schule und der Kirche erhebt sich das Kriegerdenkmal, ein Obelisk aus rotem Sandstein, 1899 errichtet zu Ehren der 1870er Vaterlandsverteidiger.

Anweit der Kirche an der Land- und Dorfstraße liegt das Pfarrhaus, von dessen Erbauung wir schon erzählt haben.

Die Mühle. Schon im Jahr 792 wird eine Mühle in Singen erwähnt, als sie von einem gewissen Winstalk und seiner Frau Willetrud mit verschiedenen Gütern dem Kloster Porsch verschrieben wurde. In späterer Zeit erscheint sie als badisches Lehen zeitweise im Besitz der von Remchingen. Die Mühle nebst 2 Morgen 1/2 Wiesen am Dorfsaag wurde jeweils in Erbbestand von der Herrschaft verlehent. 1570 hatte Daniel, der Großmüller, die Mühle inne, 1676 erhielt sie Philipp Jakob Armbruster von Söllingen als Erbsehen für sich und seine Nachkommen. Die Müllersfamilie Armbruster verzweigte sich von Singen aus in der ganzen Umgegend, so daß in den badischen Erbsehensmühlen von Nöttingen, Dietschhausen usw. überall Armbruster saßen. Auf Philipp Jakob Armbruster folgte Joh. Phil. Armbruster, der in den Kriegsjahren 1689/92 um Hab und Gut kam und 1702 starb. Er hatte 10 Kinder, von denen Christoph Armbruster die Mühle in der Erbsehensfolge übernahm. 1715 ließ Christoph, der unterdessen auch Schultheiß von Singen geworden war, die Mühle wegen Baufälligkeit abbrechen und vom Zimmermann Hoffstätter von Stupferich neu erbauen. Dieser Handwerker sollte dann, weil er ein „Ausländer“ war (Stupferich hatte damals auch württembergische Untertanen) den zehnten Baken von seinem Verdienst der Herrschaft abgeben. Als 1720 Christoph Armbruster gestorben war, führte die Witwe Magdalena die Mühle allein und nachher mit ihrem zweiten Mann Ad. Fr. Dietlinger weiter, das Erbsehen ging aber dann wieder auf den Sohn erster Ehe, auf Philipp Armbruster (1732) über, dann folgte Phil. Jakob Armbruster und weiter dessen Sohn Franz Friedrich Armbruster im Jahr 1758, dem das Anwesen zum Anschlag von 5000 fl. übergeben wurde. Nachher hatte Jakob Armbruster (1775) und dann ein Franz Armbruster (1789) die Mühle

¹⁾ Auch sie verfiel im Weltkrieg 1914/18 der Einschmelzung.

inne, die hierauf nach über 100jährigem Erblebensbesitz in der Familie Armbruster um 1795 an den Müller Johannes Wisler überging. Nach Wisler folgte Müller Breunig, diesem in den 1850er Jahren die Familie Kober, die 1856 ein neues Wohnhaus erstellte und heute noch im Besitz der Mühle ist.

An jährlicher Gült mußte zu Lebenszeiten die Mühle zu Singen, die früher 2 Maß- und 1 Verbgang (3 Mäder) hatte, an die Herrschaft leisten: 2 Kapannen, 30 Malter Roggen; ferner hatte der Müller alljährlich ein Vierteljahr lang für die Herrschaft ein Schwein zu „aken“ oder dafür 1 fl. zu zahlen. (Mühlenschweine, mit Kleie gemästet, liefern den feinsten Speck, sagte man.)

Gewöhnlich war der Müller allein oder mit einem zweiten auch Beständer des Widumgutes, auf welchem die Last der Rinds- und Schweinsfahelhaltung ruhte. Sonst war die Mühle frei von Fron und andern Gemeindefasten. Der Müller hatte noch die Vergünstigung, seine Esel, Pferde und das Rindvieh auf der Allmend weiden lassen zu dürfen.

Die Mühle zu Singen war eine sog. Banmühle, d. h. die Untertanen von Kleinsteinbach, Wislerdingen und Singen waren verpflichtet, in dieser Mühle ihr Getreide mahlen zu lassen. Im Jahr 1742 fand ein Vergleich statt zwischen der Gemeinde Singen und dem Müller Armbruster wegen des Mühlenbannes, der oft den Einwohnern unangelegen war. Auch wegen anderer Unstimmigkeiten war das gute Verhältnis zwischen Gemeinde und Mühle getrübt, wurde aber wieder hergestellt. Um diese Zeit machten auch die Wislerdinger große Anstrengungen, von diesem Mühlenbann befreit zu werden und die Freiheit des Mahlens wieder zu erlangen, wie sie ihnen in älterer Zeit zustand und sie in Röttingen oder sonstwo mahlen lassen konnten. Schließlich war „Serenissimus“ und das fürstliche Ratcollegium durch das vielfältige Andrängen der Gemeinde Wislerdingen ganz ermüdet — und nach allerlei Gutachten erfolgte 1750 auch die Aufhebung der Verpflichtung. — Die Singener Mühle war als gut bekannt. Nach einem Zeugnis aus dem 18. Jahrhundert war die Durlacher Hofbäckerei „jedem Mahlen mit dem überlieferten guthen Mehl gar wohl zufrieden“.

Im Dorf, besonders in der Hauptstraße, sind in den letzten Jahrzehnten viele der alten hübschen Fachwerkhäuser verschwunden, um unter Aufgabe der früher so beliebten und schmucken Vorgärten recht langweiligen und z. T. geschmacklosen Neubauten Platz zu machen. Das Dorfbild hat dadurch im Innern sehr an Schönheit verloren. In den Seitengässchen findet man noch etliche alte, schöne Holzhäuser, darunter etliche sehr geräumige, mit großen Höfen dabei. Sie stammen meist aus dem 18. Jahrhundert.

Sonst ist an bemerkenswerten Gebäuden im Dorfe noch ein neueres Fabrikwesen zu nennen, das ehemals eine Ziegelei war, heute sich mit Herstellung von Tonröhren befaßt. Jenseits der Pfingz befindet sich noch ein Sägewerk.

Die alten Dorfbrunnen sind eingegangen und verschwunden, seit die Gemeinde im Jahre 1902/03 eine Wasserleitung, und zwar in Gemeinschaft mit den Dörfern des Pfingzplateaus erstellen ließ. Ein Pumpwerk bei der Mühle zu Singen versorgt die Ortshäuser mit dem aus dem Buchwalb kommenden Wasser. Das Reservoir für Singen steht auf der Höhe hinter dem Dorf an den Vögelisäckern.

Einwohner von der Bevölkerung. Singen war früher das größte Dorf des Remlinger Kirchspiels. Um 1696 hatte es 151 Einwohner (98 Familien), Wislerdingen damals 133 und Kleinsteinbach nur 38 Bewohner. Im Jahr 1814 wies Singen eine Seelenzahl von 497 auf und hatte 63 Wohn- und 120 Nebengebäude. 1885 lebten 678 Einwohner in 102 Häusern (136 Haushaltungen) im Dorfe. Heute hat Singen 1025 Bewohner (darunter 15 Katholiken), 150 Haupt- (Wohn-)gebäude.

Die Einwohner Singens waren durch Jahrhunderte hindurch der badischen Herrschaft „reißbar“ (d. i. kriegspflichtig), steuer- und fronbar“ und leisteten ihr den großen und kleinen Zehnten, sowie den Weinzehnten, waren aber vom sog. Blutzehnten befreit. Für Benützung der herrschaftlichen Dorfkeller mußte der Kelterwein entrichtet werden, außerdem fiel der Gemeinde die Unterhaltung der Kelter mit 2 Bäumen und die Entlohnung des Keltermeisters zur Last. Ein Angeld lag auf dem Weinverkauf und betrug 5 Maß von jeder Dhm. An Steuer (Bede) zahlte die Singener Gemeinde jährlich 9 fl. auf Martini. Das Schützenamt, das in Bestand gegeben wurde, warf für die badische Herrschaft sowohl, wie für das ebenfalls vogteiberechtigte Kloster Frauenalb einige Schillinge ab.

Im Gegensatz zu andern Dörfern hatten die Einwohner von Singen keine Leibhenne zu liefern, waren auch sonst „vom Leibfall getrennt“, das letztere aber nur zeitweilig. Im 18. Jahrhundert verlangte man wieder den Leibfall, d. h. das Beste der Habe im Haus oder Stall mußte im Todesfall des Familienhauptes abgegeben werden, sei es nun ein Pferd, eine Kuh oder ein Kleidungsstück usw.

Beim Bezug außer Lands wurde der zehnte Teil des Vermögens, liegender oder fahrender Güter, eingezogen und von je 100 fl. baren Geldes 2 fl. Abzug als Pfundzoll gefordert. Das Vermögen aber der „böblich ausgetretenen“ Untertanen oder Deserteure wurde vollständig konfisziert. Um Bürger in Singen werden zu können, mußten schon im 17. Jahrhundert Einkaufsgelder erlegt werden, für einen Mann 5 fl., für eine einheiratende Frau 2½ fl. 1738 wurden diese Beträge auf 10 und 5 fl. erhöht und im Jahr 1751 setzte man das Bürgereinkaufsgeld auf 15 fl. für einen Mann und 7½ fl. für eine Frau fest, „um zu verhindern, daß sich nicht jedes wegen des geringen Bürgergeldes in den Ort einmiste“.

Singen war in den letzten Jahrhunderten ein armes Dorflein. Die Markung war früher nicht besonders ergiebig und auf den Einwohnern lasteten schwere Zinsen und Gülten. Besonders schlimm stand es in den Jahren nach den Kriegen von 1680—1720. Um 1750 wandten sich die Singener an den Markgrafen um Hilfe und baten um Herabsetzung der Gülten, mit denen die Hofgüter so stark belastet waren. Sie klagten, „daß sie in recht mißlichen Nahrungsverhältnissen und verschuldeten Umständen leben“, namentlich aber große Rückstände in den Gülten an Kloster Frauenalb und an die Lehenbesitzer Schott v. Schottenstein hätten, weil der Güterertrag dazu aus Mangel hinlänglichen Weidgangs und Fütterung für das Vieh nicht ausreiche. In den Jahren 1750—1758 waren die Frauenalber Zinsleute mit 150 Malter Früchten im Wert von 446 fl. im Rückstand und das Kloster wollte nichts nachlassen. Die markgräfliche Vermittelung beschränkte sich auf die Anordnung, daß zunächst wenigstens die laufende Gült genauestens zu zahlen wäre, das übrige aber doch noch nachzuholen sei.

Die Bevölkerung von Singen trieb von jeher ausschließlich Landwirtschaft, auch die wenigen Handwerker des Dorfes. Der Holzschlag in den großen herrschaftlichen Wäldungen der Umgebung beschäftigte immer Leute. Auf der Pfingz wurde noch im 18. Jahrhundert viel Holz geköhlt. Bei der Mühle war am Wehr ein „Flöß-Loch“ und „Abstell“ (Hafen) und die Herrschaft hatte auf den Wiesen einen Holzlagerplatz, den sog. Holzacker. Es wurden „Holländerstämme“ und sog. Kletterholz flußabwärts weiter geschafft.

Außer den in einem Landort unbedingt nötigen Handwerkern, wie Schmied, Wagner, Küfer, Schuhmacher und Schneider, Bäcker waren wenig andere Gewerbe vertreten. Die Handwerker gehörten in die Zünfte zu Stein. Als sich diese im Jahr 1863 auflösten und das Zunftvermögen verteilt wurde, kamen nach Singen aus der Schmied- und Wagnerzunft 110 fl., aus der Küferzunft 74 fl. und aus der Bäcker- und Müllerzunft 48 fl. Von den Wirtschaftlern sind das zum Löwen und die Krone die ältesten, wenigstens der Schildeberechtigte nach.

Die oben geschilderten Dorfverhältnisse bestanden im großen ganzen bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts, zu welcher Zeit mit den staatlichen Wandlungen in Baden auch die Rechte des Volkes merklige Änderungen erfuhr. Singen hat als altpfälzisches Dorf nach dem Uebergang von der Markgrafschaft zum Großherzogtum manchen Vorteil errungen und mit der weiteren Entwicklung des Landes hob sich auch das Dorf und seiner Bewohner Wohlfahrt.

Von den heute noch im Dorfe ansässigen Familien werden die Hofwag, Schmidt und Schneider schon vor dem 30jährigen Krieg erwähnt. Gegen 50 andere Familien sind während oder unmittelbar nach jener unglückseligen Zeit ausgewandert oder ausgestorben. Ende des 17. Jahrhunderts erfolgte nach und nach wieder Zuzug, hauptsächlich aus Württemberg, zur Neubelebung des fast leeren Ortes. Damals sind eingewandert die heute noch vertretenen Familien Ade, Armbruster, Angenstein, Dennig, Ebel, Gähler, Gieg, Haag, Hammerer, Krämer, Künzler, Moser, Schäfer. Vereinzelt folgten noch im Laufe des 18. Jahrhunderts.

Die Markung. Schon im Jahr 895 hatte nach dem Lorscher Güterbuch das Dorf Singen eine eigene Markung. Diese dürfte damals schon ungefähr die heutige Ausdehnung gehabt haben; sie umfaßt jetzt 702 Hektar. Der Bestand an Wald jedoch war größer als die Feldmark. Auf die Waldbrödingen der vergangenen Jahrhunderte deuten die Gewanne Wäldle, Eichäcker, Wilderwald, Kibbüsch, Reutacker usw. hin, die heute fruchtbares Ackerfeld sind. Vor Zeiten war die Markungsgrenze durch Gräben und Bäume bezeichnet, später errichtete man Marksteine, die der Obhut des Feldgerichts anvertraut waren. Die Flurumgänge und die Prüfung der Marksteine war früher ein wichtiger und mit Festerlichkeit geübter Brauch. Auf der Markung finden sich noch Grenzsteine vom Jahr 1768, ältere nicht mehr. Der Ackerbau in der Markung wurde in Dreifelderwirtschaft mit Flurzwang betrieben: Winterflur, Sommerflur, Brachflur. Letztere fiel mit der Zeit weg, man nutzte die Felder mehr und mehr aus. Die drei Hauptfluren nannte man Belsen. Im Jahr 1522 bestanden die Breitenbacher Belsa, die Kälpröner Belsa und die Hegnicher Belsa, die den heutigen Fluren Breitenwiesen, Quillbrunnen und Hegenach entsprechen.

Neben dem Anbau der üblichen Getreidearten und Hülsenfrüchte wurde früh schon, vor einigen Jahrhunderten, recht beträchtlich Weinbau getrieben. Am Stranzberg und Blaubengel, am Altenberg und hinterm Dorf waren die Weinberge. Ende des 18. Jahrhunderts ging der Weinbau bedeutend zurück. Ein Bericht aus dem Jahr 1812 sagt von Singen, daß das wenige von Wein eine mittlere Sorte, aber „noch trinkbar“ sei. Vom Wein-ertrag wurde der Weinzehnten bei der herrschaftlichen Kelter erhoben. Heute trinkt man keinen Singener Rebenast mehr.

An Gemeindegewaldungen hatte Singen früher den Hegenachwald (1884 Morgen) und den Saagswald (66 Morgen). Von letzterem waren 90 Morgen im Jahr 1617 „in höchster Not“ gegen 90 fl. an Gabriel Schwender, fürstlichen Schultheiß zu Durlach, verpfändet worden. Die Pfandhaft ging über auf den Rat Eck und schließlich 1666 an den Inhaber des Schlosses Berghausen, v. Selmnitz. Die Gemeinde hatte aber, solange der Wald nicht ausgelöst war, doch noch das Weiderecht darin. 1838 brachte man das Waldchen um 340 fl. wieder in den Besitz der Gemeinde. Der große Buchwald war herrschaftlich badisch. Wegen des Weidetriebs darin gab es im Lauf der Zeit gar viele Streitigkeiten unter den anliegenden Gemeinden, die alle das Weiderecht in diesem Wald beanspruchten.

Für den Mastungsgegnuß im Buchwald zahlte Singen an die Herrschaft schon im 16. Jahrhundert jährlich 9 fl., das sog. Ochsmengeld. Umgekehrt zahlte die Herrschaft für die Rubrikung der Bäche und Wasen, die dem Dorf als gemeine Almend zugesprochen waren, 6 fl. an die Gemeinde.

Wässerungsstreitigkeiten kommen in jeder Ortsgeschichte vor. In Singen handelte es sich jederzeit um die sog. Neuwiesen und Bruchwiesen, die durch das aus der Königsbacher Markung kommende Bruchbächlein gewässert wurden. Schon 1478 wurde darüber zu Königsbach „vor dem Kirchhof unter der Linden“ zwischen den beteiligten Gemeinden und den Edlen von Königsbach verhandelt und auch in der folgenden Zeit kamen die „Spänne“ über die Wässerung nicht zur Ruhe.

Noch 1803 hatte Singen keine Lehmgrube und mußte sich von Kleinsteinbach her versorgen. Das war immerhin recht umständlich, oft konnte man auch keinen Lehm erhalten, der doch früher viel nötiger war als heute.

Die Schafweide auf der Markung ist gegenwärtig im Gemeindebesitz und wird jeweils verpachtet. Das Schloß Remchingen hatte seit alten Zeiten das Weidetriebs- und Weiderecht auf der Markung Singen. Dieses Recht löste 1834 die Gemeinde mit 1200 fl. von der badischen Herrschaft ab. Hatte aber damit noch nicht das Schäferer-Recht erworben, das von der Hofdomänenkammer weiterhin in Anspruch genommen wurde und erst später an die Gemeinde fiel.

Die Zehnten, die als Abgabelast auf den Erzeugnissen der Markung ruhten, wurden 1842 abgelöst und zwar zahlte die Gemeinde für den großen Zehnten 17 541 fl., für den kleinen 4012 fl. und für den Weinzehnten 403 fl. In den 1880er Jahren wurde die Feldbereinigung auf der Markung durchgeführt, verschiedene Feldwege erstellt und Güter zusammengelegt.

Aus der Zahl der Sturnamen²⁾, die gewissermaßen die ältesten Urkunden von Singen und seiner frühen Besiedelung darstellen, seien einige als besonders bemerkenswert erwähnt. Sie sind zum Teil schon ausgestorben (?), teilweise leben sie nur noch im Volksmund: Altenberg, Angelaraben (früher Abelgraben), Blaubengel, † Boldebrunnen, † Boppengrund, † Brandberg, Birkleskreuz (Birkfinkkreuz), Davaswiesen (früher Thenswiesen), Geterichsthal (einst Eckerichsthal), Frankenburg, Gerling, Hänlesberg (ehedem Hünlinssberg), Hammelstirn, Hohlstraße, Hurrenfeld, Keitrad (früher Kertich), Kappel, König, Kriegswehr (früher Kreckwehr), Krummer Mittwoch, Lautenschläger, † Narrenacker, Palkwaden, Pfähler, Sallenacker, Schildwach, Schlauch, Steinhäus, Stranzberg, Tafel, † Thurnader, † Tiefenweg, † Unholdenbaum, Zainenreuth, Zellenbäumen.

Zum Schluß einiges aus dem reichen Sagenkranz, der das Dorf Singen, insbesondere aber die Stätte der abgemaageten

²⁾ Die Sturnamen von Singen, Kleinsteinbach, Wilsdingen, Darmstadt, Möllingen, Elmendingen, Dietenhäusen, Ober- und Untermühlbach, Auerbach sind Gegenstand einer besonderen Arbeit des Verfassers.

Burg Remchingen umweht. Eine Hauptrolle spielt in diesen Sagen der Junker Martin von Remchingen, einst ein sehr gefürchteter Herr. Er hatte gar viele Hündel und „nachbarliche Spänne“ wegen Fischerei, Wässerung, Weidgerechtigkeit usw. Seine Untertanen drückte er gar sehr durch harte Eintreibungen der Zinsen und Gülten, wodurch ihn mancher Fluch traf. Das war die Ursache auch, daß der Volksglaube den unbeliebten Junker im Tode keine Ruhe finden ließ. Martin von Remchingen war 1556 gestorben. Sein Geist geht hauptsächlich im Buchwald um, weil er einst sagte, daß ihm Wald und Jagd lieber sei als der Himmel. Als wilder Jäger mit Jagdgeselle und Hunden oder in einer Kutsche mit Rappen wird „Junker Märte“ von den Leuten gesehen, die von dem entsetzlichen Lärm des Geisterzugs erschreckt werden. Das Gespenst läßt sich nicht beleidigen und straft solche, die es wagen, es anzurufen; manch einer wurde so in die Pfingst geworfen.

Dieser Junker Martin war es auch, so geht die Sage, der seinem Anecht einst Spreu statt Dinkel für die Aussaat gab. Als dann keine Frucht geerntet werden konnte, ließ der Junker den Anecht einmauern und erstach ihn schließlich noch.

Auf dem Remchingener Burghilgel, wo ein großer Goldschatz unter einer Steinplatte vergraben liegen soll, wird von Geistersehern gar oft ein Licht oder Feuer beobachtet, auch ein schwarzer Mann und eine weiße Jungfrau lassen sich dort blicken.

Den Schatz der Burg muß der Junker Martin hüten. Oft wird der Geist mit einem Pudelhund gesehen, der einen Bund Schlüssel im Maul trägt. Sonst will man dort noch Goldkäfer, einen dreiflügeligen Geißbock, einen scheckigen Hirsch u. a. bemerkt haben. Aber Sonntagskinder können am Sonntag morgen zur Kirchzeit die ganze Burg sehen, wie sie früher dort gestanden hat.

Von der Stelle des Birkleskreuzes erzählt man, daß dort ein Mann namens Birkle aus Schwann (Württemberg) ermordet worden sei. Birkle hatte Dohsen nach Bretten getrieben und sie gut verkauft. Auf der Rückkehr sei der Mann dann an der genannten Stelle Mördern in die Hände gefallen, die ihn mit einem Pflugmesser erschlugen und beraubten. Deshalb zeige der Stein dort auch dieses Mordwerkzeug.³⁾

Auf der Singener Hochstraße im Hegenach fährt die Teufelskutsche, die einst einen Schneider von Wöflingen durch die Lüfte ans Meer führte, von wo er nach Indien gelangte und nach 20 Jahren erst wieder heimkehrte.

Nicht übergehen wollen wir aber auch die Sage, warum Singen das „Bärenthal“ genannt wird. Ein Waagnergeselle namens Renz von Singen, der weit in der Welt herumgekommen war und auch in Rußland Bären gesehen hatte, hielt einst einen Esel aus der Mühle, der auf den Neuwiesen weidete, für einen Bären und erschoss ihn. Daher diese Ortsnedei. (Einkalkung des Redakteurs. Weiß jemand davon und hat eine Erklärung über folgende Nedei der Singener, die wir als Durlacher Pennäler geläufig war: Wenn wir Duben durch Singen marschieren, hingen wir das Sackuch absichtlich aus der Tasche und sprangen wie Diebe davon, wenn ein Dorfbewohner sichtbar ward, denn wir mußten bei dieser Handlung, deren Motive uns nicht bekannt waren, riskieren, daß wir dafür Prügel bekamen!)

Hier soll auch noch eine schon über 100 Jahre alte Begebenheit erwähnt werden, die im Jahr 1816 sich ereignete und die in einem Gedicht von Brenschen in Durlacher Mundart behandelt wurde. (Rechts Chronik der Stadt Durlach.) Darin wird gesagt, daß am 5. August 1816 ein schwerer Sturm über das Pfingsttal hinwegging, der bei Singen eine ganze Kuhherde in die Pfingst schleppte zum Schrecken des Hirten. Dabei blies der Wind so stark in das Hirtenhorn, daß es laut zu tuten begann, ohne des Mannes Zutun. So erklärt sich das geflügelte Wort, daß man früher in der Umgegend oft hörte: „Es geht von selber, wie das Singener Blashorn“.

³⁾ Vom Kreuz ist heute nur der Stamm noch erhalten, etwa 1 Meter hoch, auf dem das Pflugmesser (?) zu sehen ist. Die Seitenarme des Kreuzes sind abgebrochen. Es dürfte sich wohl um ein sog. Säbnekreuz handeln. Ein solches, noch wohl erhalten, steht auch im nahen Kleinsteinbach am Säugraben. Dort ist auf dem Stamm ein Hammer eingemeißelt. Verschiedene Sagen gehen auch über dieses Kreuz. (Die neuere Forschung glaubt, daß diese Steinkreuze an Stelle uralter Heiligtümer gesetzt wurden und auf die Tätigkeit der ersten christlichen Missionare zurückzuführen seien.)

Anton Fendrich / Der Doktorfriedli

(Schluß.)

Weihnachten kam und verging. Der Schnee wurde immer tiefer und der Frost immer stärker. Es war wieder einmal ein klarer Winter Sonntag gegen Ende Januar. Der Friedli stand vor der Stalltür des Mathishofs, saugte bedächtig an seiner Pfeife und besah sich den verbundenen Dammn seiner rechten Hand, die er vor sich in die Höhe hielt, weil sie ihm dann weniger weh tat. Da klingelte es drüben vom Wald her. Im Waldweg, über dem

sich die beschneiten Bäume wie ein gotischer Torbogen wölbten, erschien ein Schlitten. vorn der Kutscher und hinten ein Stadtfraulein. Kurz vor dem Mathishof knallte der Kutscher zweimal mit der Peitsche und hielt dann an.

Neben der Dame ragten drei Schneeschuhe aus dem Schlitten. Drei Schneeschuhe! Das fand der Friedli sehr g'spähig. „s wurd doch au numme ä zweibeinige si,“ dachte er. Als er aber dem

Fräulein, das sich daran machte, auszustiegen, ins Gesicht sah, da hielt er ein mit solchen vorwichtigen Gedanken. Es war die verunglückte Städtische, die der Friedli an jenem Sonntagabend aufgefunden und heimgetragen hatte.

Das Stadtfraulein gab ihm die Hand und sah ihn freundlich mit ihren klaren, scharfgeschnittenen Augen an. Der Friedli wurde verlegen wie ein kleiner Bub, hustete und lachte dann wieder übers ganze Gesicht. Sagen konnte er nichts.

Da nahm das Fräulein aus dem Rucksack eine Pseife mit Tabak und gab sie dem Friedli. „Das ist noch dafür,“ sagte sie, „daß Ihr mich an jenem Abend so gut versorgt habt. Mein Fuß ist wieder ganz geheilt.“ Der Friedli nahm die schöne Pseife und das Päckchen Tabak, auf dem ein blauer Ritter gemalt war, und meinte: „Ha, sell wär jetzt nit nötig g'si. I ha's ja gern dhue!“ Und sein dummes Gesicht strahlte vor Glück.

Nun nahm das Fräulein einen der drei Schneeschuhe aus dem Schlitten und sagte: „Ich hab auch meinen Schneeschuh mit Eurem verwechselt, oder vielmehr Ihr habt mir einen falschen mit in den Schlitten gegeben. Kann ich den meinen wieder haben?“

Der Friedli kragte sich hinter dem Ohr und ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus auf den Boden und holte seinen neugewordenen Schneeschuh. Aber ganz klar war er sich über diese Verwechslung nicht. Es fing an, in seinem Kopf zu wirbeln.

Als die zwei Schneeschuhe ausgetauscht waren und der Friedli wieder denjenigen hatte, den er vor einem Jahr droben am Wald gefunden, sagte das Fräulein wieder: „Und nun sagt mir einmal . . . wie heißt Ihr jetzt nur?“

„Friedli,“ sagte der Knecht, und Sonnenschein lachte ihm aus den Augen.

„Also, Friedli, sagt mir einmal, wie seid Ihr eigentlich zu diesem Schneeschuh gekommen?“ Damit deutete sie auf den soeben zurückgegebenen hin.

„Dene han in emol letsch's Johr g'funde drobe im Wald. Dr' Buer het's ins Blatt seke so, aber 's isch niemed kumme un dann hab i ne vom Buer übercho un ha mer halt ä Kamerad derzue g'macht.“

„Zeiget mir einmal den Kameraden,“ sagte das Fräulein. Da kam der Mathisbauer heraus und lud die Städtische ein, in die Stube zu kommen. Sie nahm die Einladung an; der Friedli aber ging noch einmal auf den Boden und holte den Kameraden herunter. Das Fräulein lachte herzlich über das Ungeheuer. Dann ging sie hinaus an den Schlitten, nahm wieder einen Schneeschuh heraus, brachte ihn in die Stube und sagte zum Friedli:

„So, da bring ich Euch jetzt auch noch den richtigen Kameraden. Den schenk ich Euch zu dem anderen. Ein großer Gemuß muß es gerade nicht sein, Friedli, auf so zwei ungleichen Schneeschuhen zu fahren. Ich hab nämlich den da,“ und damit deutete sie auf Friedlis Schneeschuhfindling, „vor einem Jahr droben auf der Ed verloren. Es war auch Glatteis, und da hab ich mir die Stier abgessnallt, weil's mir zu gefährlich schien, und eimer ist mir davon den Wald hinab. Ich hab ihn nicht mehr gefunden und bin mit dem anderen allein nach Hause in der Hoffnung, er würde sich schon wieder finden. Aber ich hab nichts mehr davon gehört und hab mir ein Paar neue Schneeschuhe gekauft. Erst der Unglücksfall und die Verwechslung eines meiner neuen Schneeschuhe mit dem alten verlorenen hat mich auf die richtige Spur gebracht. Und jetzt ist's so auch recht, Friedli! Jetzt braucht Ihr wenigstens nicht mit zweierlei Schneeschuhen zu fahren.“

Dem Friedli ging nun ein Licht auf und er begriff, daß es sich damals um kein Wunder gehandelt hatte, als sein gesunderer Schneeschuh über Nacht neu geworden war.

„Jetzt aber, Freili, muß i numme no eins froge,“ fiel nun der Mathisbauer ein. „Wa heißt jetzt au des Dr. M. S. Ihr sin uff jede Fall mit ä me Doktor verhierotet?“

„Nein, ich bin selber Arzt,“ antwortete das Fräulein. „Ich heiße Dr. Marie Scheidmann und bin Assistent bei einem Professor in Freiburg drunten.“

Der Friedli grinste, weil er es für einen guten Witz hielt, weil das Fräulein Doktor sein wollte. Der Mathisbauer aber kragte sich hilflos hinter den Ohren. „Ha, sell wurd it sie,“ meinte er etwas unsicher. „Ae Freili wo Doktor isch? Sell wär no's allerneusch!“

Die Geschichte machte der jungen Dame Vergnügen. „Wir können's ja einmal darauf ankommen lassen,“ meinte sie lustig, nahm dem Friedli die Hand mit dem verbundenen Finger und sagte: „Was habt Ihr da? Zeigt einmal.“

„Dr' Wurm,“ antwortete der Friedli.

Ohne Umstände wickelte die Jüngerin Askulaps den Verband vom Finger, der dick geschwollen war und ganz blau aussah. „Das muß geschnitten werden,“ erklärte sie bestimmt und ging, ohne die Einwilligung ihres Patienten abzuwarten, hinaus an den Schlitten, wo sie dem Rucksack ein kleines, chirurgisches Besteck und Verbandszeug entnahm, welches sie immer auf ihren Touren mit sich führte. In 10 Minuten war das Geschwür geöffnet, gereinigt und verbunden.

Sprachlos hatte der Mathisbauer und der Friedli der Sache zugeschaut. Draußen sah der Kutscher ungeduldig ein paarmal mit der Peitsche; denn das Pferd scharrte unruhig mit dem Vorderfuß.

„So, Friedli, das wascht Ihr zweimal im Tag mit Kamillentees aus und verbindet's gut, daß kein Schmutz hineinkommt. Jetzt muß ich aber wieder gehen, sonst wird's zu spät bis auf den Feldberger Hof.“

Sie gab beiden Bauersmenschen, die immer noch nicht die Sprache wiedergewonnen hatten, die Hand, ging hinaus und fuhr davon. „Auf Wiedersehen,“ rief sie dem Friedli noch vom Schlitten aus zu.

„Uff Wiederluege, Freili,“ antwortete der Friedli mit seiner sanftesten Stimme und wußte nicht, wie ihm zumute war. Einmal besah er sich den mit schöner, weißer Gaze verbundenen Finger und einmal die Pseife mit dem Tabak vom blauen Ritter. Dann sah er wieder die drei Schneeschuhe dastehen, die zwei echten Brüder und den groben Stiefbruder. Den verwickelten Weg, auf dem er zu diesem Paar Schneeschuhe gekommen war, konnte er in Gedanken schon nicht mehr zurückgehen. Das war zu viel für seinen Kopf.

Zunächst mußte heut die neue Pseife angeraucht werden! Das ist zwar kein besonderes Sonntagsvergnügen, denn die neuen Pseifen schmecken nicht gut. Aber dem Fräulein Doktor zu lieb hätte er noch ganz anderes unternommen. Mit der qualmenden neuen Pseife im Mund trug er die drei Schneeschuhe hinauf auf den Boden. Dort warf er den selbstgefertigten mit einem Krach in den nächsten Winkel; die zwei anderen aber stellte er liebevoll nebeneinander gegen das Dach. Dr. M. S. stand auf beiden; nur war der eine etwas abgemühter als der andere.

Dr. M. S.! Das wollte ihm halt gar nicht in den Kopf. „So ä schön's Wibsbild un nit hierote un Doktor wäre! . . .“

Das Fräulein Doktor hatte es ernst gemeint, als sie dem Friedli „auf Wiedersehen“ zugerufen hatte; denn nach sechs Wochen kam sie wieder und brachte ihm eine schöne Mulorgel (Mundharmonika) mit. Und so kam es, daß nach und nach in der Gegend das Gespräch umging, der Friedli habe nirgends mehr „eini stau“, weil er mit einer Doktorin aus der Stadt versprochen sei und bald mit ihr „hochsig“ machen wollte.

Wenn die Bauernburschen und Bauernmaidli den Friedli wegen seiner neuesten Liebchaft hänselten und aufzogen, dann wurde er gar nicht böse.

„Ihr schwähet mir lang gut. Was i weiß, des weiß i.“ Und die anderen lachten auch und sagten: „Ja, ja, Herr Doktor Friedli, du labst uns dann au i zu dr' Hochsig.“ Und eine ganz Lustige sagte ihm noch: „Ha so, und wenn dann di Frau ins Kindbett kummt, bruche mer ja nit emol ä Hebamm.“ Da schüttelte sich alles vor Lachen. Der Friedli aber, der jetzt überall nur noch der Doktor Friedli hieß, sagte vergnügt: „I weiß, was i weiß.“

Was aber der Friedli wußte oder zu wissen glaubte, das war das, daß er wirklich in das Fräulein Doktor verliebt war und das Fräulein Doktor in ihn. Denn sonst wär sie ja doch nicht immer wiedergekommen. Aber daß sie ihn nicht heiraten konnte, das begriff er ja ganz gut. Er und eine Doktorei aus der Stadt, das wär ja nicht gegangen. Und so lebte er in stillem Glück dahin, wie jene Leute, die an irgend etwas Hohes, ein Ideal, oder wie man das heißt, glauben und dabei glücklich sind, obwohl sie wissen, daß sie es nie erreichen können.